Zeitschrift: Werdenberger Jahrbuch : Beiträge zu Geschichte und Kultur der Gemeinden Wartau, Sevelen, Buchs, Grabs, Gams und Sennwald

Herausgeber: Historischer Verein der Region Werdenberg

Band: 12 (1999)

Artikel: Wasser, das funktionalisierte Wesen : vom Verhältnis des Menschen zu seiner wichtigsten Lebensgrundlage

Autor: Reich, Hans Jakob

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-893292

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 15.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Wasser, das funktionalisierte Wesen

Vom Verhältnis des Menschen zu seiner wichtigsten Lebensgrundlage

Hans Jakob Reich, Salez

«Das Prinzip aller Dinge ist das Wasser; aus Wasser ist alles, und in Wasser kehrt alles zurück.» Thales von Milet

Zwei Drittel der Fläche des Bezirks Werdenberg sind Berggebiet.[1] Über 20 grössere Bäche, Lebensadern der Landschaft, ergiessen sich daraus in den Talraum. Noch bevor sie die Talsohle erreichen, haben die meisten von ihnen mehrere, ihrerseits teils stark verästelte Seitenbäche aufgenommen. Hinzu kommen Dutzende von Bächlein und Rinnsalen, die nach wenigen hundert Metern wieder im Boden verschwinden. Und schliesslich gibt es die unzähligen Quellen, die bereits an ihrer Austrittsstelle gefasst sind, die früher die Heimwesen direkt mit Trinkwasser versorgten, zum Teil bis heute private Brunnen speisen oder inzwischen der öffentlichen Wasserversorgung zugeleitet werden. Die Werdenberger Bergflanken sind reich an Gewässern, und wo das Wasser in seinem unaufhörlichen Kreislauf aufgrund geologischer Gegebenheiten nicht an der Oberfläche fliesst, wo es in Karsttrichtern, in Bergsturzgebieten oder in Geröllhalden versickert, sucht es sich seine Wege im Bergesinnern und tritt ganz woanders wieder hervor.

Doch das Bild täuscht, ist unvollständig: die Idylle ist kreislaufgestört. Auch im Werdenberg haben wir Menschen in den letzten Jahrzehnten alle technische Macht darauf verwendet, um das Wasser unseren Bedürfnissen und Zwecken zu unterwerfen. Wir haben die Quellen gefasst und verteilen ihr Wasser über ein jeden hintersten Winkel erschliessendes Leitungsnetz in unsere Häuser, von wo wir den grössten Teil davon, verschmutzt oder verschwendet, als Abwasser über die Kanalisation und die Abwasserreinigungsanlage in einen Vorfluter ableiten, dessen Wasser die in den Klärstufen nicht restlos eliminierten Schadstoffe zu subtoxischen Spuren verdünnen soll. Wir haben zahlreichen Bächen das Wasser abgegraben, um daraus für den Antrieb all unserer nötigen und unnötigen Einrichtungen Elektrizität zu gewinnen. Wir haben die Kraft der Bergbäche gebrochen, indem wir ihren Lauf mit Sperren zerstückelt und in tote Mauern gezwängt haben. Wir haben Bäche, wo sie uns zu nahe traten, umgeleitet, oder wo sie uns im Wege waren, unter den Boden verdammt. – Eigenartig viel muten wir der Grundlage unseres Lebens zu. Manchmal plagt uns deswegen ein schlechtes Gewissen; dann stellen wir die WC-Spülung ab, bevor der Spülkasten ganz leer ist, dann bauen wir in unseren Duschen Brausen ein, die den Verbrauch drosseln, dann verzichten wir aufs Vollbad, dann sieden wir unsere Eier nach System Ogi – dann haben wir etwas getan…

Wasser ist Symbol für das Leben, für das Gute – dort, wo es als zerstörende Kraft auftritt, symbolisiert es aber auch das Lebensbedrohende, das Böse. In dieser Doppelwertigkeit hat der Mensch seit jeher eine Ähnlichkeit mit seinem eigenen Wesen verspürt, ein Spiegelbild von mystischer Bedeutung.[2] «Seele des Menschen, wie gleichst du dem Wasser», sagt Goethe in seinem «Gesang der Geister über den Wassern». – Im naturwissenschaftlichen Konzept des Menschen jedoch ist wenig Platz für das Geheimnisvolle. Er gliederte das Wasser ein in sein technisches Weltbild, reduzierte es auf die ihm dienenden Funktionen. «Das Grundelement Wasser mit all seinen symbolischen Bedeutungen, mit seinen direkt wahrnehmbaren Eigenschaften wurde […] zum billigen, naturwissenschaftlich wohldefinierten Ge- und

1 Die Gesamtfläche des Bezirks Werdenberg umfasst 206,3 km². Daran weisen die einzelnen Gemeinden folgende Anteile auf: Sennwald 41,55 km²; Gams 22,26 km²; Grabs 54,63 km²; Buchs 15,95 km²; Sevelen 30,34 km²; Wartau 41,57 km². Aus: *Der Kanton St.Gallen in Zahlen 1998/99,* Hg. Staatskanzlei St.Gallen, Juli 1998.

2 Vgl. dazu auch Hans Boesch, «Klar und kräftig aus der Tiefe herauf», in diesem Buch.

Verbrauchsgut, eben zur chemischen Verbindung H_2O. Sein Wesen wurde zwangsweise zu dem eines Eunuchen. Und nur dort, wo das Wasser das Leben bedroht – sei es durch ungestümes Wüten bei Überschwemmungen, sei es durch seine gnadenlose Abwesenheit in trockenen oder durch menschliche Eingriffe ausgetrockneten Gebieten dieser Erde – dort feiert der Fortschritt der Bändigung und Unterjochung, der Funktionalisierung des Wassers keine Erfolge, dort ist das Wasser mehr als nur H_2O, dort lebt der Mythos 'Wasser' weiter.»[3]

Wasser schiesst als Sturzquelle aus dem Boden, dringt als Überlaufquelle aus Felsspalten, stösst am Grunde einer Tümpelquelle auf, quillt aus einer Sicker- oder Sumpfquelle hervor. Und manchmal sind es ganz einfach und direkt die Schleusen des Himmels, die eine Geländerinne zum Bach werden lassen – eine im Werdenberg häufige und auch gefürchtete Erscheinung: Bachläufe, Chengel, Runsen und Holzriese, die über Monate, mitunter gar über Jahre hinweg kaum oder höchstens während der Schneeschmelze Wasser führen, können bei einem heftigen Gewitter plötzlich zu reissenden Wildbächen werden und zu Überschwemmungen und Rüfen[4] führen, während zwei, drei Bäche weiter das Wasser ungetrübt und harmlos zu Tale sprudelt. Die Chroniken berichten von einer langen Reihe solcher Ereignisse in früheren Jahrhunderten, sie sind auch in den letzten Jahrzehnten immer wieder aufgetreten, und es wird immer wieder mit ihnen zu rechnen sein.

Reduzierte Wahrnehmung...

Es sind vor allem solche Hochwasserereignisse, die uns unsere Bergbäche (noch) wahrnehmen lassen, und vielleicht die Gutachten und Anträge zur Leistung von Gemeindebeiträgen an Verbauungsmassnahmen, über die an den Bürgerversammlungen der Werdenberger Gemeinden regelmässig zu entscheiden ist – meistens im Nachgang von Hochwassern. Ab und zu berühren uns ein munterer Bach oder ein stiebender Wasserfall auf einer Bergwanderung als wohltuende Naturerscheinungen. Eigentliche touristische Magnete sind die Werdenberger Bergbäche aber nicht; diese Funktionalisierung zumindest ist ihnen erspart geblieben. Sie sind, wenn sie nicht gerade tosen und toben, eher bescheidene Wasser, viele von ihnen liegen während Teilen des Jahres gar trocken. Ihre versteckten Schönheiten bleiben dem Naturfreund vorbehalten, der sich in die stillen, steilen Flanken und Runsen der südlichen Alpsteinkette oder in die langen Tobel des Alviermassivs «verliert». Ansonsten und abgesehen von Leuten, die aus beruflichen Gründen mit ihnen in Berührung kommen oder unmittelbar an einem Bach wohnen, scheinen die Bergbäche im wahrsten Sinne des Wortes an unserer modernen Gesellschaft vorbeizufliessen. Unsere Wahrnehmung des von den Bergen herabfliessenden Wassers ist technisiert und auf rein funktionale Aspekte reduziert.

...und Beziehungsverlust

Die Beziehung zu Wasser und Bach ist vielen verloren gegangen. Das zeigt sich zum Beispiel darin, dass wir im Begriff sind, die Namen der Bachläufe zu vergessen: Nicht nur die Landeskarte lässt den an den Bachnamen Interessierten weitgehend im Stich, auch die kantonalen Pläne in grossen Massstäben helfen nur bedingt weiter – und bei der Erarbeitung dieses Buches wurde deutlich, dass sich in der einheimischen Bevölkerung nur noch ganz wenige finden, die ihre Bäche mit Namen bezeichnen können. Nomen est omen, sagt die altrömische Phrase – man kann dem beifügen: non-nomen auch.

Mit Beziehungsverlust könnte auch unser Umgang mit Wasser und Bach zu erklären sein. Wer die in der Landeskarte 1:25 000 eingetragenen kleineren Bächlein und Rinnsale in der Landschaft sucht, wird viele von ihnen nicht mehr oder nur noch als Teilstücke finden – wer hinhört, kann ihr Wasser vielleicht noch in einem Schacht plätschern hören.

«Wasser, wie auch alle anderen Elemente der Natur, leidet unter unserer mechanistischen Betrachtungsweise: Machbarkeit, Messbarkeit und Quantifizierbarkeit verhindern ein Verständnis für das Wesen des Wassers. Unsere Unfähigkeit, Wasserqualität zu beurteilen, ist nur eine Auswirkung der Degradierung des Wassers zu einer physikalisch-chemisch analysierbaren und dementsprechend handhabbaren Substanz, die wirtschaftlich ausnutzbar ist. Dass Wasser vielleicht doch noch einen symbolischen Wert hat, lässt sich höchstens am gelegentlichen Vorkommen von Brunnen bei der Gestaltung neuer Plätze und Siedlungen erkennen. Dass wir jedoch die Symbolik nicht mehr begreifen, ist ersichtlich: Harte Betonformen ringen mit dem ihnen fremden Wesen des Wassers und haben längst Brunnenarten ersetzt, welche die Bedeutung des Wassers sicht- und erlebbar machen wollten. Nicht nur die sichtbare Symbolik des Wassers ist verschwunden, sondern das Wasser selbst – als überflüssiges Überbleibsel der Natur – hat aus städtischem [und häufig auch ländlichem] Leben zu verschwinden: Bäche werden kanalisiert, unter einem Betondeckel in das Dunkel des Bodens verbannt. Die wenigen Brunnen reichen nicht aus, die Symbolik und die umfassende Bedeutung des Wassers in das Bewusstsein unserer Gesellschaft einfliessen zu lassen.»[5]

Entscheidende Standortvorteile: Boden und Wasser

Unsere Vorfahren haben das Wasser ungleich näher und bewusster als Lebensgrundlage empfunden. Obwohl sie mit seinen Gefahren weit unmittelbarer zu kämpfen hatten, haben sie seine Nähe gesucht. Die frühesten Siedlungen des Rheintals sind einerseits auffallend nahe am Rhein entstanden und andererseits auf den Schwemmfächern der Bergbäche am Talrand, und die alten Einzelhöfe im Berggebiet stehen immer in der Nähe von Quellen. Primär ausschlaggebend für die Standortwahl war die mit dem Fluss und den Bächen in Zusammenhang stehende Bodenqualität. Die Braunerdevorkommen auf den Schwemmfächern und auf den Hangterrassen boten – im Unterschied zu den nassen Moor- und Gleyböden in der Talebene – von Natur aus ertragreiche Ackerflächen. Dieser Vorteil überwog den Nachteil der von Zeit zu Zeit hinzunehmenden Hochwasser und Rüfen. Der Umfang des Ackerlandes auf den Schwemmfächern war aber begrenzt. Um Land zu sparen, bauten die frühen Bewohner ihre Dörfer deshalb eng geschlossen; die Gefahr von Föhnbränden nahmen sie in Kauf. In der Verfügbarkeit von Ackerland liegt auch die in den Rheindörfern völlig andere Siedlungsstruktur begründet: Auf den fruchtbaren Schwemmböden entlang des Rheins war es reichlich vorhanden und ermöglichte so das Entstehen der für das Rheintal charakteristischen Hofraumsiedlungen, das heisst, die Bauten wurden locker gestaffelt errichtet und bildeten geräumige Innenhöfe und Freiräume mit Hauswiesen und Obstgärten. Man konnte sich diese grosszügige, für die Haus- und Viehhaltung vorteilhafte Siedlungsform «leisten», weil es in unmittelbarer Nähe der Dörfer nahezu im Überfluss bestes Ackerland gab.[6]

Ein weiterer Umstand hat der Entwicklung der Dörfer am Talrand Grenzen gesetzt: Während in den Rheindörfern bei jedem Hof in geringer Tiefe Grundwasser für die Trinkwasserversorgung ergraben werden konnte, war man am Bergfuss in der Regel auf Quellen angewiesen. Wo es an solchen mangelte oder deren Ergiebigkeit nicht ausreichte, musste Quellwasser über aufwendige Holzleitungen (Tüchel) vom Berg her zugeleitet werden. Das schränkte die Zahl der Brunnen ein und somit auch die Ausdehnung der Siedlungen. Hingegen begünstigte das Vorhan-

3 Joan Davis, Armin Reller, *Wasser: Symbol und Grundlage des Lebens.* – In: *Thema. Magazin zu Forschung und Wissenschaft an den Schweizer Hochschulen,* Nr. 8/November 1989.

4 Neben dem schweizerischen Begriff *Rüfe* wird in diesem Buch auch der aus dem Bayerischen/Tirolischen stammende Begriff *Mure* bzw. *Murgang, Murbruch* für 'Schutt- oder Schlammstrom im Gebirge' verwendet, wie er in der Fachsprache Eingang gefunden hat.

5 Joan Davis und Armin Reller in *Thema* Nr. 8 (vgl. Anm. 3).

6 Zu den Hofraumsiedlungen der Rheindörfer siehe auch: Markus Kaiser, *Die Rheindörfer im Werdenberg.* – In: *Werdenberger Jahrbuch 1996.* Buchs 1995. Seite 11ff. Er widerlegt darin den Mythos von der «versumpften, unwegsamen und unbewohnbaren Wildnis» der Rheinebene und die verbreitete Vorstellung, dass die frühen Bewohner des Tals die Rheinnähe als Siedlungsgebiet gemieden hätten. Er legt dar, wie Rheinausbrüche und Versumpfung der flussnahen Gebiete für die Bevölkerung erst im 18. und 19. Jahrhundert infolge von Klimaschwankungen, Raubbau und dem Kulturlandgewinn im einstigen Flussbett zum Problem wurden, während zuvor Überschwemmungen von genutztem Land seltener waren.

densein von weitgestreuten Quellen das Entstehen von Streusiedlungen an den Hanglagen, so am Saxer-, Gamser-, Grabser-, Studner-, Buchser- und Sevelerberg. Noch bis weit in das 20. Jahrhundert herein wurden die Haus- und Hofquellen von den Bewohnern sorgsam gehütet, gegebenenfalls auch verteidigt. Erst mit der Erschliessung der Heimwesen durch die öffentlichen Wasserversorgungen haben sie ihren einstigen Stellenwert eingebüsst: Die jederzeitige, von der Allgemeinheit in beliebiger Menge sichergestellte Verfügbarkeit von Wasser aus der Leitung hat die Sorge des einzelnen um seine Quelle überflüssig gemacht.

Von entscheidender Bedeutung war das Wasser in den Ortschaften des Talrandes für die Ansiedlung von Gewerbebetrieben. Die Bergbäche lieferten die für den Antrieb von Wasserrädern nötige Energie. An jedem Bach mit einigermassen gesicherter Wasserführung klapperten Wasserräder und trieben Mühlen, Reiben, Sägen, Schmitten, Stampfen und weitere Einrichtungen an.[7] Ausgeklügelte Ableitungssysteme und Wasserrechtsregelungen sorgten dafür, dass jedem der manchenorts in langer Reihe dem Bach entlang aufgereihten Betriebe die ihm zustehende Wassermenge zur Verfügung stand. Seit der letzten Jahrhundertwende wurden viele Wasserräder nach und nach durch Turbinen zur Stromerzeugung ersetzt. Um 1900 entstanden auf Korporationsbasis auch die ersten lokalen Elektrizitätswerke, was – weil sie grössere und kontinuierliche Wassermengen benötigten – mitunter mit heftigen Auseinandersetzungen um die alten Wasserrechte verbunden war. Die durch den technischen Fortschritt ermöglichte neue Nutzungsform forderte von der Natur einen nicht geringen Tribut: Sie führte zu teils massiven Eingriffen in die Wasserführung der Bäche – und in die bis heute andauernde Diskussion um die Restwassermenge.[8]

«Zähmung» der Wildbäche

Die grössten Veränderungen für die Bergbäche im Werdenberg brachten indes die Gewässerkorrektionen ab der zweiten Hälfte des vergangenen Jahrhunderts. Den Anstoss zur damit verbundenen massiven Umgestaltung der Landschaft gab die Rheinregulierung, deren Konzept von Anfang an Massnahmen an den Oberläufen und Seitengewässern mit einschloss. Das Augenmerk galt zunächst besonders dem bündnerischen Einzugsgebiet, wo rücksichtsloses Abholzen der Gebirgswälder zu einer übermässigen Geschiebezufuhr geführt hatte. Joseph Duile (1776 bis 1863), der mit seinem Regulierungsprojekt für den Rhein von 1826 die moderne Rheinkorrektion auslöste (sein Projekt wurde zwar nicht verwirklicht, er bewirkte damit aber den Abschluss des österreichisch-st.gallischen Wuhrprovisoriums vom 11. November 1827), begründete im selben Jahr 1826 mit seinem Werk «Über Verbauung der Wildbäche in Gebirgsländern» die Theorie der Wildbachverbauung.[9] 1841 erarbeitete er Massnahmen für die Glarner Wildbäche[10], die schon 1864 für die Schweiz als vorbildlich galten[11]: «In keinem der bis jetzt von uns besuchten Kan-

tone ist die Verbauung der Wildbäche und Rüfen so weit vorgeschritten als im Kanton Glarus. [Die Linthkorrektion] war der erste grossartige, nach einem rationellen Plan ausgeführte Flussbau, der erste hydrotechnische Musterbau in der Schweiz. Er wirkte nicht allein dadurch, dass er ein gutes Vorbild war, sondern auch dadurch, dass der Gesellschaft das Recht verliehen wurde, die Geschiebe aller Seitenzuflüsse zurückzuweisen. Hiedurch wurde die Bevölkerung angewiesen, gezwungen, darauf zu sinnen, durch künstliche Mittel die Geschiebe in den Bergen zurückzuhalten; gar bald aber zeigte es sich, wie gross der directe Nutzen war, den die zu diesem Zwecke ausgeführten Verbauungen dem Land gewährten; man fing an auch da zu verbauen, wo es nicht unmittelbar die Forderung der Linthcorrection war, und man findet jetzt überall weit oberhalb der corrigirten Linthstrecke an deren Seitenzuflüssen verbaute Rüfen. [...] Dieses Glarner Ländchen steht als Muster für die Verbauung der Wildbäche da.»[12]

Im Kanton Graubünden dauerte es noch etliche Jahre, bis die Forderung nach Sanierungsmassnahmen im Einzugsgebiet des Rheins erfüllt wurde. Es bedurfte der Einflussnahme des Bundes. Artikel 24 der Bundesverfassung vom 29. Mai 1874 übertrug dem Bund die Oberaufsicht über die Wasserbau- und Forstpolizei im Hochgebirge. Zudem erhielt er das Gesetzgebungsrecht innerhalb der Hochgebirgszone. Aufgrund von Erlassen von 1876 und 1877 konnte der Bund von nun an in Zusammenarbeit mit den Kantonen massgeblichen Einfluss auf das forstliche und wasserbauliche Geschehen auch im Einzugsgebiet des Rheins ausüben; dem Raubbau in den Gebirgswäldern war damit Einhalt geboten. Nur schleppend aber wurde die bereits vom Oberingenieur der st.gallischen Rheinkorrektion, Jost Wey (1843 bis 1908), immer wieder geforderte systematische Verbauung und Aufforstung der Quellgebiete des Rheins an die Hand genommen; von den als gefährlich geltenden Zuflüssen wurde einzig die Nolla, die bei Thusis in den Hinterrhein mündet, seit Ende des 19. Jahrhunderts umfangreichen Verbauungen unterzogen. Weys Nachfolger, Karl Böhi, ging 1941 anlässlich der

7 Vgl. zur früheren gewerblichen Nutzung der Wasserkraft die Beiträge von Hansjakob Gabathuler, Hans Jakob Reich und Walter Zweifel in diesem Buch.

8 Die Themen Wasserkraftnutzung zur Stromerzeugung und öffentliche Wasserversorgungen konnten für dieses Jahrbuch aus Zeit- und Platzgründen nicht eingehender behandelt werden; ihre Aufarbeitung bleibt einem späteren Jahrgang vorbehalten.

9 JOSEPH DUILE, *Über Verbauung der Wildbäche in Gebirgsländern, vorzüglich in der Provinz Tirol und Vorarlberg*. Innsbruck 1826 (2. Aufl. 1834).

10 JOSEPH DUILE, *Bericht und Antrag über den Untersuch der Wild- und Gebirgsbäche im Kanton Glarus.* Glarus 1841.

11 Die Angaben zu Duiles Wirken verdanke ich Markus Kaiser vom Staatsarchiv St.Gallen. Zur Rhein- und Binnengewässerkorrektion vgl. vor allem *Werdenberger Jahrbuch 1990,* Buchs 1989 (div. Beiträge zum Hauptthema Rhein) sowie HANS JAKOB REICH, *Bodenverbesserungen und Landschaftswandel im Werdenberg,* in: *Werdenberger Jahrbuch 1996,* Buchs 1995, S. 51ff.

12 KARL CULMANN, *Bericht an den hohen schweizerischen Bundesrath über die Untersuchung der schweiz. Wildbäche.* Zürich 1864. S. 168ff.

Hauptversammlung der Arbeitsgemeinschaft Rheintal-Werdenberg in einem Referat auf die Problematik der Geschiebezufuhr aus den Bündner Tälern ein. Die Ursache für die verzögerte Inangriffnahme der Arbeiten erkannte er im Umstand, dass nach bündnerischer Gesetzgebung die Durchführung von Verbauungen ganz im Ermessen der Gemeinden lag, diese damit finanziell aber überfordert waren. Er folgerte daraus: «Bei solcher Sachlage kann die unbedingt notwendige Hilfe nur vom Bund geleistet werden. Und es wird nicht anders gehen, als dass in diesem ausserordentlichen Falle der bisherige Weg der Beitragsleistung verlassen und ein Sondermodus angewendet wird.»[13] Zwei Jahre später befassten sich die eidgenössischen Räte mit der «dringenden Notwendigkeit der Verbauung der bündnerischen Wildbäche», nachdem der Sennwalder Nationalrat Jakob Fenk im Juni 1943 dazu eine Interpellation und sein Wartauer Kollege Johann Jakob Gabathuler im Dezember 1943 ein Postulat eingereicht hatten.[14]

Die Grundlage für die Verbauung der geschiebeführenden Bergbäche im Kanton St.Gallen findet sich im Artikel 17 des Staatsvertrages vom 30. Dezember 1892 zwischen der Schweiz und Österreich. Er verpflichtete die beiden Regierungen zu einer geschieberückhaltenden Verbauung der Seitenbäche des Rheins. Es fehlte jedoch eine klare Bestimmung, welche Gewässer darunter genau zu verstehen seien, ob nur jene auf der Korrektionsstrecke oder jene des ganzen Einzugsgebietes – eine Frage, die dann im Staatsvertrag von 1924 geklärt wurde. Bis zu jenem Zeitpunkt war im Bezirk Werdenberg die Verbauung zahlreicher Bäche allerdings bereits weit fortgeschritten. Der Bau des Werdenberger Binnenkanals in den Jahren 1882 bis 1886 als Vorfluter für die Seitenbäche hatte die Zahl der direkt in den Rhein mündenden Bäche von sieben auf einen, den Trüebbach, reduziert. Es lag im Interesse von Kanton und Gemeinden, nach der Korrektion der Talläufe der Bergbäche auch die Verbauung der Oberläufe voranzutreiben, um die neuerstellten Kanäle im Tal vom Geschiebe aus dem Berggebiet freizuhalten.[15]

Prägende Erfahrungen

Es liegt nahe, dass die im 18. und im 19. Jahrhundert zunehmenden Rheinüberschwemmungen, die jahrzehntelangen Auseinandersetzungen um die Regulierung des Talflusses und um die Binnengewässerkorrektion und schliesslich der enorme Aufwand zu deren Umsetzung das Verhältnis der Rheintaler Bevölkerung zum Wasser nachhaltig geprägt haben. Fluss und Bäche wurden über viele Generationen hinweg vor allem als Gefahr erlebt und haben den Bewohnern unermessliche Entbehrungen abverlangt. Das Bild vom «Talvogt Rhein» zeigt symbolhaft, wie die positiven Aspekte des ambivalenten Wesens des Wassers in den Hintergrund treten mussten. Was fast ausschliesslich nur noch als Lebensbedrohung erfahren wird, kann kaum noch als Symbol für das Leben empfunden werden. Dass die Probleme ihre Ursachen – nebst klimatischen Veränderungen – auch wesentlich in weit zurückreichendem menschlichem Fehlverhalten hatten, war für die betroffene Bevölkerung verständlicherweise unerheblich. Es gilt aber zugleich zu erkennen, dass man in den harten politischen Kämpfen um die Korrektionswerke zum Teil auch bei einer Mythenbildung Zuflucht suchte, die die Diskussion um den Rhein und um die Hochwassersicherheit im Tal bis heute beeinflusst.

Neuer Umgang mit dem Wasser?

Das Geschiebe zurückhalten, Siedlungen und Kulturland vor den Folgen von Unwetter- und Hochwasserereignissen schützen war und ist das Ziel der umfangreichen Bergbachverbauungen, die im Bezirk Werdenberg seit nunmehr rund 150 Jahren im Gange sind. Trotzdem blieben und bleiben die Bergbäche unberechenbar; Hochwasser mit Überschwemmungen und Rüfen haben dies auch in den letzten Jahren wie-

derholt in Erinnerung gerufen. Wenn dennoch Gebiete, die noch in diesem Jahrhundert von Schäden betroffen waren, inzwischen als Bauzonen bezeichnet sind, zeugt das nicht etwa von einer verminderten Gefahr, sondern lediglich vom kurzen Gedächtnis der Menschen. Die Problematik müsste eigentlich aus der Geschichte bekannt sein: Immer wieder drang der Mensch in die natürlichen Hochwasserzonen der Flüsse und Bäche ein – mit der Folge, dass er danach unter erheblichem Aufwand zu technischen Mitteln greifen musste, um sich und seine Bauten und Kulturen vor der selbstverschuldeten Gefährdung zu schützen. Nur ganz langsam wächst die Einsicht, dass die Rücksicht auf naturräumliche Gegebenheiten letztlich stets auch den ureigensten Interessen des Menschen dient.

Die sichtbaren Auswirkungen eines unbedachten Umgangs mit der Natur und ihren Elementen scheinen mittlerweile aber doch ein Überdenken auch des Verhältnisses zur Ressource Wasser in Gang gebracht zu haben. Neue Regelungen zur Verbesserung des Gewässerschutzes, Bemühungen zur Revitalisierung von noch vor wenigen Jahrzehnten begradigten, kanalisierten oder gar eingedolten Fliessgewässern sowie Bestrebungen zu sanfteren, naturnäheren Verbauungsmethoden deuten darauf hin. Ob rein technische Massnahmen aber noch zielführend sind, wird auch von der Wissenschaft bezweifelt; der lange Zeit unerschütterliche Glaube an die technische Machbarkeit wird hinterfragt: «Unsere gegenwärtige Denkweise und die darauf basierende Analytik verunmöglicht es uns, zu verstehen, was zum 'Leben' oder zum 'Tod' des Wassers beiträgt, was seine Gesundhaltung oder Krankmachung beeinflusst. Die Änderungen, die hier notwendig sind, werden uns jedoch nicht leichtfallen, denn schliesslich bedingen sie Änderungen in unserer Wirtschaft und Wissenschaft, in unserer Gesellschaft. Sie bedingen eine Wirtschaft, die nicht auf die kurzfristigen Profite zielt, sondern längerfristig denkt und handelt. Sie bedingen eine Wissenschaft, die sich nicht auf die momentane Messbarkeit beschränkt, sondern auch fähig ist, Problemkreise wahrzunehmen, auch wenn ihre Auswirkungen noch nicht genau zu berechnen sind. Vor allem braucht es jedoch auf einer veränderten individuellen Wahrnehmung der Natur basierende gesellschaftliche Änderungen, welche es ermöglichen, den Unterschied zwischen Preis und Wert, zwischen Zahlen und Zielen, zwischen Lebensbedrohendem und Lebensförderndem zu erkennen – und danach zu handeln.

Unser zerstörerischer Umgang mit dem Wasser ist kein Einzelfall, er ist vielmehr symptomatisch für unseren Umgang mit der Natur als Ganzem. Zwar haben wir eingesehen, dass die Gewässer – als integratives Grundelement irdischen Lebens schlechthin – krank sind. Wir haben uns auch vorgenommen, Daten über ihren Zustand zu sammeln. Distanziert, wie durch eine Glasscheibe, betrachten wir unseren Patienten: Viele seiner Eigenschaften werden gemessen, um die Verschlechterung, die Dynamik seines Sterbens besser zu verstehen. Jedoch erst zu spät stellen wir fest: Es ist kein Glasfenster, auch nicht die Wand des Reagenzglases, durch die wir Wasser betrachten; es ist ein Spiegel, in den wir blicken. Ein 'Wasserspiegel'? Widerspiegelt unser Umgang mit dem Wasser den Umgang mit uns selbst?»[16]

13 Karl Böhi, *Die bündnerischen Wildbäche und ihr Einfluss auf den st.gallischen Rhein.* Separatdruck aus dem *Werdenberger & Obertoggenburger,* Buchs 1941.

14 Robert Stuber, *Das Rheintal einst und jetzt.* Sonderdruck aus dem *St.Galler Tagblatt.* St.Gallen 1948.

15 Zur Verbauung der Werdenberger Bergbäche vgl. den Beitrag «Die 'Zähmung' der Bergbäche im Werdenberg» von Eugen Henauer in diesem Buch.

16 Joan Davis und Armin Reller in *Thema* Nr. 8 (vgl. Anm. 3).

Bilder

Hans Jakob Reich, Salez.